

Perlenfischen

von Roger von Wartburg

Perle 1: «Wenn alles schneller wird, sollte die Schule langsamer werden»

Wo: Das Magazin

Wer: Roland Reichenbach, interviewt von Barbara Achermann

Wann: 24. Oktober 2025

«Wenn alles schneller wird, sollte die Schule langsamer werden. Lesen, schreiben und rechnen lernen benötigen Zeit und Übung. Ich jogge zum Beispiel nicht gern, und wenn es eine KI gäbe, die mir das abnehmen könnte, würde ich sie machen lassen. Aber das geht eben nicht. Üben ist mühsam. Das wird sich nie ändern. [...]

Schon Hannah Arendt schrieb, dass Bildung ein konservatives Geschäft sei. Und zwar konservativ im Sinne von konservieren. Man sollte das, was sich bewährt hat, bewahren und weitergeben. [...] Das Problem ist, dass das Neue einen prinzipiell guten Ruf hat. Von dieser Neomanie ist auch die Schule geprägt. Neu ist besser, während das Alte verpönt ist. [...]

Sie [die Schule] kann sich nicht von den digitalen Medien lösen, und es wäre auch dumm, das zu fordern. Aber sie kann sich von ihrer Dominanz lösen. Also von ihrer Selbstverständlichkeit und Aufdringlichkeit. Dass wir immer und überall vor diesen Bildschirmen sitzen, ist erbärmlich, da muss die Schule nicht auch noch mitmachen. [...] Es sind nicht die Medien an sich, es ist die Zeit, die man verschwendet, ohne damit den Menschen zu stärken. Mit Lernen hat dieses schnelle Sich-ins-Bild-Setzen nichts zu tun. Es hat mit Üben nichts zu tun. Es hat nichts mit Verfeinerung des Denkens oder des Urteilens zu tun. Deshalb ist weniger Digitalität sicher mehr. [...]

Wenn es um die Suche nach Informationen geht, sind die digitalen Medien den analogen überlegen. Wenn es aber um das tiefergehende Verstehen geht, gewinnt das gedruckte Buch. Und der Stift ist dem Keyboard überlegen, wenn es um das Behalten von Informationen geht. Dazu gibt es Hinweise aus der Forschung. [...] Die digitalen Medien werden das Lernen nicht revolutionieren. Der Hype wird vorübergehen [...].

Ich bin ein Verfechter des Auswendiglernens. Sieben mal sieben ist neunundvierzig, das kann man doch nicht jedes Mal nachschauen. Im Englischen sagt man «learning by heart», im Französischen «apprendre par cœur», das gefällt mir. Das Auswendiglernen schafft Verknüpfungspunkte und Orientierungswissen. Es steht auch nicht, wie oft behauptet, im Gegensatz zur Kreativität. Man kann erst nach aussen gewandt sein, wenn man sich ein grosses Stück Kultur einverleibt hat. [...] Die Hoffnung ist, dass die Beschäftigung mit schulischen Lerngegenständen etwas bewirkt. Aber was genau sie bewirkt, wissen wir nicht. [...]

Das Auswendiglernen schafft Verknüpfungspunkte und Orientierungswissen. Es steht auch nicht, wie oft behauptet, im Gegensatz zur Kreativität.

Kinder erfahren in der Schule, dass man der Welt vertrauen kann. Das geht aber nur, weil vieles in der Schule vorhersehbar ist. Daraus schöpfen die Kinder und Jugendlichen Zuversicht. [...] Ich glaube, die Schule muss zu dieser Biederkeit stehen. Als ich am Lehrerseminar

war, hatten wir ein Büchlein, dort drin hiess es, der Lehrer soll neben der Tür stehen und jedem Kind die Hand geben, wenn es ins Zimmer kommt und nochmal, wenn es nach Hause geht. Damals fand ich das fürchterlich, jetzt finde ich das gut. [...] Dann wird das Kind wenigstens hier in diesem Moment gesehen. Auch der Körperkontakt, die Hand drücken, kann wichtig sein. [...]

Man muss den Gegenstand lieben, den man unterrichtet, Mathe, Deutsch, Geschichte. Wissen und Wissensweitergabe sind intrinsisch miteinander verbunden, meinte der Literaturwissenschaftler und Philosoph George Steiner. Und ich glaube, er hat völlig recht. Wer etwas für wichtig hält, will es auch weitergeben. Deshalb ist die Beziehung zum Gegenstand eben sehr wichtig. Der Mensch muss etwas zeigen wollen. [...]

Schon das Kleinkind zeigt mit dem Zeigefinger. Es kann noch nicht sprechen, aber es möchte, dass die Mama

guckt. Side by side, zusammen auf die Welt schauen, das ist Pädagogik. Aber das ist nicht nur Pädagogik, sondern ist Leben überhaupt. Jede Beziehung ist so. Die Menschen sind vielleicht zunächst verliebt und nur aufeinander fokussiert. Aber dann braucht es ein Drittes, worauf man sich gemeinsam ausrichtet. [...]

Heute gibt es praktisch keine Lehrerwitze mehr, man hat eher Mitleid. Das finde ich schwierig. Der Lehrer soll ja gemäss dem Lehrplan 21 vor allem noch Coach sein, auf Augenhöhe mit den Kindern, die selbstständig ihre Lerndossiers abarbeiten. Das ist Quatsch! [...] Der gegenwärtige Trend setzt nicht auf die Bedeutung des Lehrens, sondern vielmehr jene des Lernens, vor allem des individualisierten und digitalisierten Lernens. Die Wörter «Frontalunterricht» und «lehrerzentriert» sind heute Schimpfwörter, es gilt als unzumutbar, von der Lehrperson abhängig zu sein. Denn die Lehrperson ist eine Zufallsvariable, ein Mensch mit Persönlichkeitszügen, Launen, Einstellungen. [...] Sie [die Lehrperson] ist der wichtigste Faktor für den Lernerfolg, das hat Bildungsforscher John Hattie schon 2009 in seiner vielzitierten Metastudie gezeigt. [...]

Es braucht eine kritische Loyalität mit der Schule, aber grundsätzlich muss sie unterstützt werden. Heutzutage haben Eltern den Impuls, allein ihr Kind zu schützen. Ich verstehe diesen Impuls, ich hatte ihn als Vater auch. [...] Ich glaube, heute wollen die Eltern zu sehr von ihren Kindern geliebt werden. Das ist aber pädagogisch schwierig. Dann geht es plötzlich um mich – ich will geliebt werden – und nicht um das Kind und die Schule. [...]

Wer gehorchen muss, kann nicht zustimmen. Wer befehlen kann, muss nicht auf Argumente hören. Wir tun so, als gäbe es keine Asymmetrie, aber es gibt sie eben doch. Früher sagten die Eltern: «Die Grossmutter wird neunzig Jahre, und du kommst an das Fest, ob du willst oder nicht.» Heute sagen sie: «Die Grossmutter würde sich so freuen, wenn du kommst, aber du musst natürlich nicht.» Wenn das Kind dann tatsächlich nicht an das Fest gehen will, sagen die Eltern: «Hey, musst du so grausam sein?» [...]

Wir haben zwei Jahre in Montreal gelebt, da war unser ältester Sohn in der ersten Klasse. Er hat nur von der «maison de la merde» gesprochen. Ich fand das schlimm. Heute denke ich, man macht sich zu viele Sorgen. Die Idee, dass Lernen immer Spass machen sollte, ist abwegig. Es ist auch eine reine Behauptung, dass Kinder von Natur aus neugierig seien und der Mensch primär ein homo discens ist, ein lernendes Wesen. [...]

Die Reformpädagogik taucht zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf und ist geprägt von einer Gesellschafts- und Schulkritik. Diese hatte allerdings einen dogmatischen und puristischen Touch und erscheint wie eine einzige Ablehnung der modernen Welt. Ihre Anti-Urbanität und die Verherrlichung der Natur, des gesunden Körpers und der Arbeit sind problematisch und teilweise nahe an faschisti-

schen Vorstellungen. [...] Man kann fragwürdige Theorien im Kopf haben und doch gute Praxis ermöglichen. Es könnte sein, dass die Reformschulen manches besser machen. [...] Aber ich mag das Elitäre nicht. Es ist doch verrückt, dass die Kinder der digitalen Superbrains auf die Montessori-Schule gehen und nur mit Holz spielen, während ihre Eltern Lernsoftwares entwickeln, mit denen sie die öffentliche Schule fluten. [...]

Wir sind Abhängige, auch ich werde leicht panisch, wenn ich das Handy nicht dabei habe. Lächerlich. Dass wir weniger schlafen als früher, ist schlimm. Es hat wahrscheinlich mit der Ablenkung zu tun. Immer ist man mit irgendetwas beschäftigt, weil man dieses verfluchte Gerät bei sich hat. Ich denke, die Schule könnte in Zukunft ein Ort sein, an dem man vermehrt zu sich kommen und sich beruhigen muss. Vielleicht macht man autogenes Training oder Meditation. Jedenfalls muss man Bildung auch körperlich denken. [...] Peripatetik, also gehen und reden, das ist nur zu empfehlen! Und wenn man zu zweit spaziert, kann man auch schweigen. Und dann, früher oder später, ist man nicht mehr in den Gedanken. [...] Dort, in der Leere, beginnen die Dinge. Ähnlich wie wenn wir einschlafen, übernimmt der Körper manchmal auch beim Denken die Kontrolle. [...]

Mit dem Lesen kultivieren wir unsere Imagination, das innere Auge und die Empathie. In der Schule muss die Literalität, die Schriftlichkeit und Sprachlichkeit geschützt werden. Das heisst, sie muss geübt werden, sie muss praktiziert werden. Aber leider wird das Curriculum mit Neuem überfrachtet, für das Üben bleibt zu wenig Zeit. [...]

Mein erstes Buch las ich erst mit zwölf. [...] Mein Vater war Fahrer von Kleinbussen und Transportern, meine Mutter Skilehrerin. Beide haben keine Lehre gemacht. Aber dieses Wort, bildungsfern, das geht dann imfall gar nicht! Wer im Betrieb mitarbeitet, Verantwortung für das eigene Leben oder für die Geschwister übernehmen muss, ist bildungsfern? Und bildungsnah ist, wenn man mit dreissig noch nicht weiss, was man tun will, und demotiviert in den Seminaren herumsitzt? [...]

Der Musikunterricht wurde im Saanenland finanziell unterstützt, auch für Familien, die sich das normalerweise nicht leisten konnten. Meine Brüder hatten kein Interesse, also durfte ich gleich zwei Instrumente lernen: Gitarre und Klavier. [...] Der Klavierlehrer war sehr streng. [...] Er hatte diese Liebe für den Gegenstand, von dem ich vorher gesprochen habe, in seinem Fall war es die Musik. Er war sehr fordernd, mit dreizehn wusste ich, was ein Quintsextakkord ist. Wenn ich gut vorbereitet in die Stunde kam, dann hat er mir zur Belohnung etwas vorgespielt. Das war exklusiv, wie ein Privatkonzert, nur für mich allein. [...]

Noten sind höchst problematisch, aber sie sind – in der einen oder anderen Form – unverzichtbar. Die Leistung muss gemessen, quantifiziert werden, um den Vergleich zwi-

schen den Schülerinnen und Schülern rational erscheinen zu lassen. Ursprünglich sind Noten eingesetzt worden, um das System gerechter, das heisst demokratischer zu machen. Damit nicht die Herkunft, die Sympathie, die Macht oder das Geld darüber entscheidet, wer aufsteigt. [...]

Es gibt unterschiedliche Quellen des Privilegiertseins. Eine ist eindeutig der familiäre Hintergrund, ob die Eltern mehr oder weniger wohlhabend und an Bildung interessiert sind. Ein Kind ist aber auch privilegiert, wenn es von seinen Lehrpersonen unterstützt wird, wenn es Zugang hat zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Partizipationsformen, im Sport oder, wie ich damals, in der Musik. [...]

Aus der erwähnten Metastudie von John Hattie weiss man, dass es eben genau nicht die Eigenverantwortung ist, die zum grössten Lernerfolg führt, sondern der eng begleitende, eng kontrollierende Unterricht. Kinder und Jugendliche brauchen Führung. Die Lehrperson sollte stark lenken und das Gelernte überprüfen. Zudem viel Feedback geben und ermutigen. [...] Dazu kommt, dass das selbstorganisierte Lernen jenen zugutekommt, die schon motiviert und leistungsstark sind. Diese können sich besser allein organisieren. Jene aber, die leistungsschwach sind, aus welchen Gründen auch immer, mangelnde Motivation, familiärer Hintergrund, die muss man eng führen und kontrollieren. [...]

Die soziale Mobilität geht heute für viele nach unten. Das heisst, sehr viele Eltern befürchten, dass ihre Kinder den eigenen sozioökonomischen Status nicht werden halten können. Das macht ihnen Angst, und deshalb sind sie so übermotiviert, was die Schule angeht, und wollen sie ständig optimieren – aber nur für ihre eigenen Kinder. Sie benutzen dieses neoliberale Vokabular, bei dem alle mit dem Kopf nicken, wie im Gottesdienst: eigenverantwortlich, individualistisch, selbstorganisiert, kindzentriert. Wo bleibt da der Gemeinsinn? Übrigens weiss ich aus Gesprächen mit Lehrpersonen, dass viele diesen Konzepten gegenüber skeptisch sind. Aber sie wagen es nicht, sie zu kritisieren. [...]

«Aus der Metastudie von John Hattie weiss man, dass es eben genau nicht die Eigenverantwortung ist, die zum grössten Lernerfolg führt, sondern der eng begleitende, eng kontrollierende Unterricht. Kinder und Jugendliche brauchen Führung. Die Lehrperson sollte stark lenken und das Gelernte überprüfen. Zudem viel Feedback geben und ermutigen.»

Roland Reichenbach

In vielen Kantonen ist die Bildungsadministration von einem linksliberalen Milieu geprägt, das glaubt, es habe die ganze Aufklärung im Hintergrund. Dabei ist da so viel Bünzlütum und Spiessertum und ein Glauben an die Bürokratie und in die Technologisierung der Bildung. [...]

Ich halte das Ideal der integrativen Schule für sehr wichtig. Aber es ist nur ein Ideal, man sollte es nicht moralisch ver eindeutigen. [...] Die Beurteilung der integrativen Schule ist also nicht eindeutig. Zu sagen, sie sei ein Irrtum, ist ebenso dumm, wie zu predigen, sie sei die einzig richtige Lösung. Leute, die immer genau wissen, was man zu tun hat, halte ich für gefährlich. [...]

Jedes Kind muss merken, dass die Lehrperson an seinem Lernfortschritt interessiert ist: Sie will, dass ich das lerne, und sie hilft mir dabei. Wenn das täglich praktiziert wird, ist das ein günstiges Lehr- und Lernethos. Kinder, die solche Lehrpersonen vor sich haben, sind die wirklich privilegierten Kinder. [...]

Nichts gegen Kompetenzen, die sind schon wichtig, aber man kann die Pädagogik doch nicht darauf reduzieren. Genau das tut der Lehrplan 21 jedoch, er reduziert die Pädagogik auf das Instrumentelle, auf ein Mittel zum Zweck. Wir wissen zwar nicht, wie die Zukunft aussieht, aber tun so, als ob klar wäre, welche Kompetenzen in Zukunft benötigt würden. Das ist albern. Die ältere Generation kann nur das weitergeben, was sie liebt, schätzt und was sich bewährt hat. Doch was die junge Generation damit macht, ist deren Sache.»



Perle 2: Warum so viele Schulen in die falsche Richtung laufen und was sie vom Sport lernen sollten

Wo: Die Welt

Wer: Hannah Bethke

Wann: 3. Januar 2025

Die Bildungsdebatte in Deutschland ist durch zwei wiederkehrende Muster gekennzeichnet: erstens durch düstere Diagnosen, zweitens durch eine falsche Therapie. So fallen in regelmässig erhobenen Studien die Leistungsbilanzen der Schüler fast immer verheerend aus, in elementaren Fächern wie Deutsch oder Mathematik werden sie sogar Jahr für Jahr noch schlechter.

Die Schulen reagieren darauf in der Regel nicht mit einer Anhebung des Niveaus, sondern mit dem genauen Gegenteil: Sie senken die Anforderungen weiter. Eingebettet in eine Bildungsdiskussion, die vor allem darauf abhebt, Druck von den Lernenden zu nehmen, werden schwache Leistungen oft mit der Frage der sozialen Ungleichheit vermengt – als seien mangelnde Fertigkeiten automatisch die Folge sozialer Ungerechtigkeit.

Wo ein hoher Bildungsanspruch im Schulunterricht mit Repression verwechselt wird, hat jeder es schwer, der für mehr Anstrengung, Leistungsorientierung und Wettbewerb wirbt. Doch es liesse sich eine Brücke bauen, um zu veranschaulichen, dass Anstrengung nicht eine bloss Belastung darstellt, sondern Sinn stiftet und sogar Glücksgefühle hervorruft. Solch ein innerer Prozess lässt sich nämlich sehr genau bei einer Tätigkeit beobachten, die für Zuschauer oder durch eigene Aktivitäten zu einem Massenphänomen geworden ist: beim Sport.

Wer im Sport erfolgreich sein will, muss hart an sich arbeiten, diszipliniert sein, Ehrgeiz mitbringen, hohe Leistungen erzielen. Die heutigen Bildungs- und Erziehungsideale weisen in die genau gegenteilige Richtung. Und trotzdem übt der Sport nach wie vor eine gewaltige Faszinationskraft aus und könnte die Gesellschaft daran erinnern, was ihr durch anerzogene Scheu vor Anstrengung verloren geht.

Der Sportwissenschaftler Ansgar Thiel erklärt im Gespräch mit WELT, was der Sport uns lehrt: «Nur durch Üben wird man besser. Man muss bis zur Grenze seines Könnens üben, um diese Grenze irgendwann überschreiten zu können.» Das ruft natürlich Frustration hervor und bringe meist keinen Spass. Lerne man aber systematisch, sich zu verbessern und Durchhaltevermögen zu entwickeln, ändere sich das: «Wenn man es schafft, eine Grenze zu überwinden, ist das Gefühl danach umso schöner.»

Thiel spricht damit einen zentralen Punkt an, der in Bildungsdebatten eine völlig andere Konnotation erhalten hat. Fordert man von Schülern, an ihre Grenzen zu gehen, gilt das in der zeitgemässen Pädagogik der Schonung und vorauseilenden Rücksichtnahme schnell als autoritäre Massgabe, die man ihnen nicht zumuten dürfe. Dabei gerät aus dem Blick, dass man sich nicht weiterentwickelt und niemals die Erfahrung machen wird, über sich hinaus-



Wer im Sport erfolgreich sein will, muss hart an sich arbeiten, diszipliniert sein, Ehrgeiz mitbringen, hohe Leistungen erzielen. Die heutigen Bildungs- und Erziehungsideale weisen in die genau gegenteilige Richtung.

© stock.adobe.com

zuwachsen, wenn man schon aufgibt, bevor man die eigenen Grenzen ausgetestet hat.

«Die Welt der sozialen Medien suggeriert heute teilweise, dass Erfolg und Anstrengung voneinander unabhängig sind», sagt Thiel, der Rektor der Deutschen Sporthochschule in Köln ist. Im Sport sei das anders: «Man lernt im Vergleich mit anderen, dass es eine Weile dauert, bis man besser wird. Und wenn man durchhält, erfährt man, dass der eigene Fortschritt ein positives Gefühl vermittelt, das nie entstehen würde, wenn jeder kleinste Schritt schon gelobt wird.»

Nach Einschätzung des Sportwissenschaftlers haben die digitalen Medien dabei einen negativen Einfluss. «Da werden Fähigkeiten des sozialen Miteinanders in der Realwelt bei Heranwachsenden nicht mehr nebenbei in der Alltagswelt geschult», so Thiel. Sport könne dagegen kompensatorisch wirken und dabei helfen, Frustrationen auszuhalten: «Dort lernt man, sich mit anderen auseinanderzusetzen, Gesichter und Gesten zu lesen. Man lernt, zu kooperieren, Kompromisse zu schliessen, Respekt zu zeigen, von anderen Rat einzuholen.» Das alles setzt aus Sicht des Sportwissenschaftlers eine elementare Fähigkeit voraus: die Kunst, verlieren zu können.

Folgt man Thiels Ausführungen, vermittelt der Sport also alles, was man auch braucht, um gut lernen zu können. Doch nicht bloss eigene Aktivität, auch das Zuschauen beim Sport offenbart essenzielle Erkenntnisse über die Bedürfnisse einer Gesellschaft. Der Sportwissenschaftler Karl-Heinrich Bette beschrieb den Sport einmal als «Bollwerk in einer Welt der zunehmenden Nichtlesbarkeit und Orientierungslosigkeit». Auch passiv könne Sport Massen begeistern und Emotionen hervorrufen. Er hat also eine entlastende Funktion: «In der Flut der massenmedial transportierten Bilder und Informationen bemüht sich der Sport, eine Welt der Einfachheit, Nachvollziehbarkeit und Eindeutigkeit zu inszenieren.»

Die Schattenseite solcher Sportbegeisterung liegt freilich in der Gefahr, mit illegalen Mitteln Grenzen zu überschreiten, um neue Rekorde zu erzielen – sprich durch Doping, Missbrauch, Abhängigkeit von Medikamenten. Somit ist Sport nicht nur ein Vorbild für das Nachdenken über Bildung, er kann auch als negative Kontrastfolie dienen.

Der Sport der Extreme kann destruktive Kräfte freisetzen – wenn es nur noch darum geht, noch höher, weiter, schneller zu sein, noch mehr Rekorde zu erzielen, noch mehr übermenschliche Fähigkeiten zu entwickeln. Fast scheint es auf einen seelischen Defekt der Gesellschaft hinzuweisen, wenn sie sich nie mit dem natürlichen Mass des Menschen zufriedengibt.

Thiel widerspricht allerdings diesem Eindruck, insoweit es um das Prinzip des Wettbewerbs mit legalen Mitteln geht. Wettbewerbe seien in der Natur des Menschen angelegt. Eine Welt ohne Wettbewerb gebe es nicht. Es müsse somit um die Frage gehen, wie man Wettbewerb gestalten könne, ohne andere zu schädigen. Der Drang des Menschen, andere zu überbieten, betrachtet der Sportwissenschaftler jedoch als Triebfeder in nahezu allen Bereichen der Gesellschaft, die Fortschritt erzielen wolle – in der Technik, in der Wissenschaft, in der Medizin.

In der Diskussion über zu viel oder zu wenig Druck im Sport wie in der Bildung gilt es mithin, das richtige Mass an Anstrengung und Leistungsbereitschaft aufzuzeigen – und nicht etwa, überhaupt nichts mehr einzufordern, weil es Beispiele unzulässiger Repression gibt. Die Erkenntnisse aus der Sportwelt können dabei helfen, das richtige Mass zu finden. [...]

Der Drang des Menschen, andere zu überbieten, betrachtet der Sportwissenschaftler als Triebfeder in nahezu allen Bereichen der Gesellschaft, die Fortschritt erzielen wolle – in der Technik, in der Wissenschaft, in der Medizin.



© stock.adobe.com